

ganges 1875, die in der Zeit vom 1. April bis 30. September eingetreten sind, sowie die vierjährig Freiwilligen der Kavallerie des Jahrganges 1877, welche in der Zeit vom 1. April bis 30. September eingetreten sind, zum Landsturm über. Die Militärpapiere sind bei den Kontrollversammlungen mitzubringen. Die nicht übungspflichtigen Ersahreservisten 1. Klasse vom Jahrgang 1882 haben sich mit dem 1. Oktober d. J. bei den betreffenden Bezirksfeldwebeln mit Ersahreservisten behufs Ueberführung in die Ersahreserve 2. Klasse einzufinden. Wer nicht erscheint, verbleibt einstweilen in der Ersahreserve 1. Klasse.

Ein Mahnwort an die Arbeitgeber.

Ueber die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern äußert sich der Bericht der Gewerbe- und Berg-Inspektoren bez. der Verhältnisse im Dresdner Bezirk: Eine unmittelbare Einwirkung der Beamten der Gewerbe-Inspektion auf die Festsetzung der Arbeiter ist selbstverständlich schwer zu erreichen. Bei Befragung der einzelnen Arbeiter trifft man meistens auf ganz gute und vernünftige Ansichten über Arbeits- und Lohnverhältnisse, sowie auf Empfänglichkeit für die segensreichen Einrichtungen der letzten Jahre zum Wohle der Arbeiter. Dennoch werden alle guten Vorsätze und Ansichten sofort umgeworfen, sobald die Arbeiter in größerer Anzahl allein beisammen sind und die Agitatoren ihre verwerflichen Lehren vortragen. Abhilfe ist wohl nur davon zu erhoffen, daß an die Stelle des Berkehrs der Arbeiter mit den Agitatoren der Verkehr mit wohlwollenden Arbeitgebern tritt. An einem Berkehr der letzteren Art fehlt es aber noch sehr. Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sind in kleineren Betrieben, in welchen der Besitzer der Anlage noch im unmittelbaren Berkehr mit den einzelnen Arbeitern steht, im Allgemeinen als befriedigend zu bezeichnen. In größeren gewerblichen Anlagen aber ist, trotz verhältnismäßig hoher Löhne, infolge der Einflüsterungen Einzelner fast durchgängig eine gewisse Unzufriedenheit wahrzunehmen. — Das Verhältniß der Arbeitgeber zu ihren Arbeitern im Reizner Bezirk kann im Allgemeinen als ein befriedigendes bezeichnet werden. Dafür sprechen u. A. die vielfachen Auszeichnungen von Arbeitern durch Verleihung der Staatsmedaille für Treue in der Arbeit, von Belobigungs-Decreten seitens behördlicher Stellen und seitens einzelner Industrie-Bereine, ferner die Widmung von Geschenken, Bewilligung von Alters-Zulagen, Abhaltung von Festlichkeiten, Veranstaltung gemeinsamer Ausflüge und andere ähnliche Kundgebungen. Hier und da mögen freilich Arbeitgeber mit der guten Behandlung ihrer Arbeiter wohl im Rückstande bleiben. Wenigstens läßt sich über diesen Punkt eine in die Öffentlichkeit gedrungene mahnende Stimme aus Arbeitern freifen aus: „Mir, als einem langjährigen Fabrikarbeiter, sind die Gelegenheiten nicht entgangen, Blicke unter meine Mitarbeiter zu werfen, um ein Urtheil fällen zu können. Ein ausdauernd fleißiger Arbeiter, der dasselbe und fast noch mehr leistet, als zwei andere, die der Trägheit ergeben sind, findet oft trotzdem keinen besseren Lohn, als einer von den Letzteren. Es mag wohl sein, daß es oft den Personen, welche dem Arbeiterstande Lohn und Brod geben, nicht vergönnt ist, ihre Arbeiter so kennen zu lernen, wie die Arbeiter sich unter einander selbst, denn nur zu oft wird eine Scheintheiligkeit von diesem oder jenem Arbeiter unternommen, wenn er seine Vorgesetzten kommen hört, diese Thätigkeit erschaffen aber sofort wieder, wenn sich der Arbeiter unbeobachtet weiß. Darum sei es ein Mahnwort an alle Arbeitgeber, daß dieselben versuchen, so viel wie möglich ihre Arbeiter durch und durch kennen zu lernen, um dann den fleißigen, ruhigen Arbeiter von dem nur zu oft bevorzugten, welcher immer mehr durch schmeicheleischen Wortschwall, als durch Fleiß seinen Standpunkt zu behaupten weiß, herauszufinden und dem Ersteren seinen Fleiß entsprechend vergelten zu können. Ich glaube, dann wird auch immer mehr der Sinn und Trieb zum Fleiß gehoben, und so der Fleiß, mit der Sparsamkeit vereint, auch seinen Segen bringen, durch welchen unsere wirtschaftlich-sozialen Schäden geheilt werden. Tief eingreifend in unsere soziale Frage ist aber auch noch der gegenwärtige Standpunkt, auf welchem ein sehr großer Theil der Arbeiter zu ihrem Arbeitsort steht; es hat sich eine Kluft zwischen beiden gebildet, so daß den Arbeitern nur die Lebensbedürfnisfrage dazu zwingt, seine Dienste dem Arbeitgeber zu leisten. Diese Kluft und dieses Zerwürfniß ist aber nicht allein durch die Lohnfrage entstanden, nein, in erster Linie durch die Geringschätzung und Nichtachtung, mit welcher nur zu oft auf die Arbeiter herabgesehen wird. Dies ist ein Umstand, welcher viele Arbeiter dem Sozialismus und dem Anarchismus zuführt und der aus den Herzen der Arbeiter noch den letzten Rest von einem besseren Gefühl herausreißt. Wir sind als Menschen alle gleich zu Welt gekommen, und in uns Alle hat Gott ein Herz gelegt, welchem unsere Gefühle entstammen; deshalb, glaube ich, ist es ein Eingriff in unser Schöpfers Werk, wenn in der heutigen gesellschaftlichen Ordnung der Grad der Achtung, welcher dem einzelnen Menschen gegenüber an den Tag gelegt wird, von der äußeren Lebensstellung abhängig gemacht wird; der Arbeiter fühlt sich herabgewürdigt, feiner, ihm von Gott zugewiesenen menschlichen Stellung beraubt. Bete und arbeite! Das ist ein Gebot von Gott und ergeht an alle Menschen. Wir sollen durch unser Bemühen unser tägliches Brod verdienen. Erfüllt somit nicht der Arbeiter eine Pflicht, von Gott auferlegt? Kann die Arbeit den Menschen entwürdigend? Nein! Nach den Erfahrungen die ich gemacht habe, ist es, als ob in den verschiedenen Berufsbranchen, welche in einem Geschäft ausgeführt werden, auch der Grad der Achtung dem Arbeiter zugetheilt würde je nach der Thätigkeit, die er zu erfüllen hat, und gewöhnlich wird den Arbeitern, welche körperlich die schwerste und härteste Arbeit zu verrichten haben, die wenigste Achtung zu Theil. Das sind Mißgriffe. Man schätze den Menschen nicht nach seinem Berufe, sondern nach seinem Herzen, seinem Charakter und seiner Pflicht-treue. Wie mancher Arbeitgeber tritt des Morgens zu seinen Arbeitern ohne Gruß. Noch viel weniger gönnt er ihnen ein freundliches Wort der Rummunterung oder Anerkennung bei ihrer Arbeit. Unter solchen Umständen arbeitet der Arbeiter nur aus Zwang, nicht aber aus Liebe und Treue zum Arbeitgeber. Denn er muß ja Brod für sich und die Seinen haben; in seinem Herzen aber seht sich eine Abneigung, ein Haß gegen den Arbeitgeber fest, welcher nicht gleich wieder zu entfernen ist. Es wird durchaus nicht verkannt, daß es auch Arbeitgeber giebt, welche ein Herz für die Arbeiter haben, aber bei solchen ist leider schwer Arbeit zu bekommen; denn die eingestellten Arbeiter denken nie an das Fortgehen aus solcher Arbeit. Solche Stellen werden selten frei, die Arbeiter bleiben bei einem solchen Arbeitgeber jahrelang, ja wohl gar bis an das Lebende. Dagegen ist bei solchen Arbeitgebern, welche ihre Arbeiter nur als Arbeitsmaschinen betrachten, deren Kräfte und Fähigkeiten sie nach Möglichkeit auszunutzen, immerwährend Arbeit zu bekommen. Dort kann man aber nur bittere Erfahrungen machen, man gilt als Maschine, deren Benutzung einfach bezahlt wird, und erfährt harte Behandlung. Solche Arbeitsstätten sind aber mit einem Dienste oder Taubenschläge zu vergleichen; denn heute kommt

der Arbeiter, um morgen oder übermorgen schon wieder fortzugehen.“

Der Geistersee.

Original-Novelle von Gustav Höder.
(28. Fortsetzung.)

„Zu einem in alle Einzelheiten gehenden Geständniß konnte ich meine Frau gar nicht bewegen,“ fuhr Orlando fort, „aber aus der Thatfache ergab sich das übrige von selbst. Sie hatte den Diebstahl persönlich ausgeführt und alle Maßregeln so getroffen, daß der Verdacht auf ihre Kammerzofe fallen mußte, in deren Kleider sie sogar Nachts das Haus verlassen hatte. — Aber verlassen Sie sich darauf, der ehrliche Name Ihrer Tochter soll wiederhergestellt werden, hier ist meine Hand!“

In diesem Augenblick vernahm man das Rollen eines Wagens, der unten am Hause Halt machte.

„Es wird der Doktor sein,“ sagte Orlando und begab sich ins andere Zimmer zu dem Verwundeten, um den Arzt zu empfangen.

„Gehen Sie hinein zu Ihrem Vater,“ wandte er sich an Madame Suchard, die am Bette des Kranken saß, „er wird Ihnen den Inhalt unseres Gesprächs mittheilen.“

Die Angeredete warf einen Blick unfäglichen Erstaunens auf Orlando.

„Vater?“ wiederholte sie ungläubig. Und dennoch war es möglich? Er hieß Schratt und sie hatte nie von ihres Vaters Tode gehört. Die Frage, warum er sich ihr nicht früher zu erkennen gegeben, die Neugier über die schwere Anschuldigung, die sie einst vor den Schranken des Gerichts gegen ihn erhoben, die Scham, die Ehrlichkeit des alten Mannes auf allerlei fleuliche Proben gestellt zu haben und dann wieder die Freude, sich an ein Vaterherz werfen zu können, alle diese Empfindungen bewegten gleichzeitig ihre Seele, während sie mit schwankenden Schritten das Krankenzimmer verließ.

Das Eintreten des Arztes weckte den Verwundeten aus dem Schlafe. Die Untersuchung ergab, daß der Messerstich in die Lunge getroffen hatte. Der Arzt vermochte nichts mehr; der Tod war unausbleiblich.

„Ich kann nichts mehr sehen!“ stöhnte Kullmann nach einer Weile und fuhr mit der Rechten in der Luft herum. Er merkte, daß es mit ihm zu Ende ging und fühlte das Bedürfnis, sein Gewissen, zu erleichtern.

Alle sollten es hören, was er noch zu sagen hatte, kein Geheimniß wollte er mit ins Grab nehmen.

Orlando rief Schratt und seine Tochter herein. Sie erschienen. Fanny hielt des alten Mannes Hand liebevoll in ihrer Linken und hatte die Rechte auf seine Schulter gelegt. Noch schimmerten Thränen in beider Augen.

Der Sterbende bekannte, daß er seit Jahren in Nothenhaags Solde gestanden habe. Zuerst hatte ihn dieser bestochen, Fanny entließen zu lassen. Als Entschädigung für das verlorene Amt erhielt Kullmann die Mittel zur Gründung eines kleinen Geschäfts und einen regelmäßigen Geldzuschuß. Wahrscheinlich fürchtete der Advokat, Kullmann könne ihn lästig werden, daher stellte er ihm die Bedingung, daß er seinen Aufenthalt nicht in der Residenz nehme. Er mußte nach Westfalen ziehen und von dort aus alles melden, was er über das Belterische Ehepaar in Erfahrung bringen konnte. Heute hatte er den Besuch Leopoldinens erhalten, der ihm schon einige Tage vorher angekündigt worden war. Sie war spät am Abend gekommen und hatte seine Begleitung nach dem Geistersee gefordert, wo er sich in der Nähe verborgen halten sollte, damit er zu ihrer Hilfe bereit sei, falls sich etwas Unerwartetes ereignete. Als er den Hilferuf vernommen, war er herbeigeeilt, hatte sich auf den Mann gestürzt, der ihm zunächst in den Weg trat, und das Messer gezogen, welches ihm der andere dann entrungen und zur eigenen Verteidigung benutzte hatte.

Nach diesem Bekenntniß hielt der Sterbende erschöpft inne und verlangte wieder nach Wasser, welches ihm gereicht wurde.

Seine Kräfte schwanden rasch. Er schloß die Augen und es schien, als ob der letzte Schlaf über ihn gekommen sei. Aber noch einmal öffnete er sie und unter großer Anstrengung sprach er mit allmählich leiser werdender Stimme folgende Worte:

„Ich habe eine schwere That auf dem Gewissen. Es heißt, der Zeichenlehrer Belter habe den Circus Grant niedergebrannt. — Das ist gelogen, — ich war's, der das Feuer anlegte! — Ich kannte den Kunstreiter von früher. Er hatte als Leutnant in B. gestanden; ich war Kantinenwirth in der Husarenkaserne und lieb ihm Geld auf einen Wechsel. Es war mein ganzes, sauer zusammengeparstes Vermögen; die hohen Zinsen lockten mich jedoch und der Wechsel lautete auf ein sicheres Paub. Aber er war gefälscht und ich war betrogen, wie noch mehrere andere. Die fünf Jahre Buchthaus, die der Betrüger erhielt, genühten mir nicht, nur zum Bettler wollte ich ihn machen. — Die Funken flogen, wie die Sterne über mir flogen — seht ihr sie fliegen? Seht ihr, wie sie vor mir fliehen? Keiner will mich aufnehmen! — Wohin geht's mit mir durch die Finsterniß? — Wohin? —“

Er hatte die letzten Worte mit kaum vernehmbarer Stimme gesprochen.

„Wohin?“ stammelten seine Lippen noch einmal. Sein Kopf wandte sich zur Seite. Sein Leben war entflohen . . .

XIII.

Indem wir den Zwischenraum einer Woche hinter uns lassen, führen wir den Leser nach der französischen Hauptstadt. Ein sehr bescheidenes Maler-Atelier, dessen Fenster die Aussicht auf den Himmel und ein Meer von Dächern erschließen, und zu welchem der Lärm der Straße nur wie ein dumpfes Summen heraufklingt, ist das letzte Ziel unserer gemeinsamen Wanderung.

Seltene Bilder, auf Staffeleien ruhend oder an den Wänden lehnd, hatten sich in diesem Atelier zusammengefunden, theils neu unter dem Pinsel des Malers hervorgegangen, theils verblaßt oder verwittert, um mit neuen Farben aufgefrischt zu werden. Es waren, wie sich leicht erkennen ließ, Bilder für Schaubuden, auf die Anziehung eines leicht befriedigten Jahrmaktpublikums berechnet.

Im grellen Widerspruche zu diesen auf sehr niedriger Kunststufe stehenden Erzeugnissen stand ein halbvolendetes Staffeleibild, welches alle Kennzeichen eines geläuterten Geschmacks und eines hoch ausgebildeten Talents an sich trug.

Das merkwürdigste aber in diesem Atelier waren die beiden lebenden Personen, welche in erster Unterhaltung auf einem bescheidenen Sopha saßen, zwei Männer, die sich nur in ihrer Kleidung unterschieden, beim ersten Anblick aber eine so frappante Aehnlichkeit miteinander zeigten, daß der eine des anderen Spiegelbild hätte sein können. Erst bei näherem Studium der beiden Physiognomien fand man kleine unterscheidende Merkmale heraus, vom Griffel des Lebens in die Doppelschöpfung der Natur hineingegraben. Der eine schien noch verschont von jenen inneren Erschütterungen, welche die markige Hand des Schicksals mit wenigen Strichen auf die Stirn des anderen gezeichnet hatte, Gestalt und Antlitz waren voller, das Roth der Wangen trat frischer hervor. Der blühendere von beiden war Orlando, — der andere, in dessen Zügen mehr das Herbe, aber auch das Vergeistigte vorherrschte, war Heinrich Belter, der Besitzer des dürftigen Ateliers.

„So standen die Sachen,“ sagte Orlando zu seinem Zuhörer, dem eine gewisse Unruhe anzumerken war, als fühlte er sich in der Situation durchaus nicht heimlich. Die neunstündige Differenz, welche zwischen ihrer fingierten Abreise und ihrer tatsächlichen Ankunft im Kurorte lag, war die klaffende Lücke in ihrem so schlau und kunstreich angelegten Plane, und sie sah sich entschlossen, schonungslos gegen sie einzuschreiten. Wie hatte ich sie so außer Hoffnung gesehen. Nur ihr Vater bewahrte seine vollständige Ruhe. Sein Mund verzog sich sogar zu einem Lächeln, in welchem etwas so Ueberlegenes, so Siegesgewisses lag, daß sich selbst Leopoldine darüber zu verwundern schien. Er überzeugte sich erst noch einmal, daß Niemand im Nebenzimmer sei, schloß dasselbe ab und begann:

„Sien Sie klug, Schwiegersohn, und geben Sie wohl auf das Exempel acht, welches ich Ihnen jetzt vorrechnen werde.“

„Sie haben eine halbe Million geerbt. Davon haben Sie ein paar Jahre lang ein Haus geführt, wie es einem so reichen Erben und einer Frau von der Erziehung und mit den berechtigten Ansprüchen meiner Tochter zukommt. Sie waren auch sonst kein Knauer und haben Ihrer Gattin Geschenke gemacht, deren Werth allein schon ein Vermögen repräsentirt.“

„Sie haben ferner ein Kapital von 20,000 Thalern bei mir niedergelegt, über welches ich Ihnen den Empfangschein auszustellen vergaß. Und neuerdings sind Ihnen 50,000 Thaler abgängig geworden, die nie wieder zu Ihnen zurückkehren werden. Rechnen Sie zu diesen — Ausgaben noch eine Abfindungssumme von 100,000 Thalern hinzu, die Sie meiner Tochter geben werden, so bleibt Ihnen immerhin noch mehr als eine Viertelmillion übrig.“

„So sprach der Advokat und ich war starr, ganz besonders über die Ruhe und Sicherheit, mit welcher er mir die Zumuthung eines neuen, unerhörten Opfers stellte. Sogar Leopoldine staunte ihren Vater an wie ein geheimnißvolles Orakel und schien keine Ahnung von der Reserve zu haben, die er für seine kühne Forderung offenbar in Bereitschaft halten mußte.“

„Jetzt kommt die andere Rechnung,“ nahm der Advokat wieder das Wort, „sie ist kürzer und einfacher. Behagt Ihnen nämlich mein erstes Exempel nicht, werden Sie eine Viertelmillion herauszahlen müssen, denn es lebt noch ein Miterbe, welcher an die Hinterlassenschaft Ihres Oheims gleichberechtigte Ansprüche besitzt und dieser Miterbe ist Heinrich Belter — Ihr Zwillingbruder.“

„Unmöglich!“ rief Heinrich, vom Sopha aufstehend. „So meinte ich damals auch,“ sagte Orlando, „aber der Advokat hat mir meinen Unglauben benommen. Ja, Heinrich, wir sind Kinder desselben Vaters, derselben Mutter und ich reiche Dir die Hand zum ersten- und wohl auch zum letztenmale, denn ich verdiene nicht, daß Du mich Bruder nennst.“

Heinrich schüttelte über jene unerhörte Eröffnung, welche ihm die erste Grundlage seines Daseins geradezu unter den Füßen wegzog, noch immer den Kopf. Es schien ihm ungläubig und dennoch redete der lebendige Spiegel, in dem er sich schaute, eine mächtige Sprache, vor welcher alle Ueberlieferung seiner Kindheit gänzlich verstummte.